

Genovefa.

zog, um die Blutwärme des Kindes zu messen. Wie konnte doch so ein totes Glas da anzeigen, was dem Kinde fehle? Und doch mußte es so sein, denn der Umfundisi (Missionär) hat es nachher einfach abgelesen. O diese Weiszen, die können alles!

Beim Abschied hat der Mann noch um ein Kistchen, falls sein Kind sterben sollte. Ich versprach ihm, eines herzurichten, womit er sich sofort zufrieden gab. So einfach so ein Vorgang ist, so wird er doch vielfach zum Anlaß, daß sich ganze Familien dauernd unserer Mission anschließen.

Wie zählt der Kaffer?

(Siehe Bild Seite 85.)

§. — Mit den Zahlenbegriffen wilder Völker sieht es bekanntlich schwach aus; ein neunjähriger Schulknabe würde solchen Leuten schon als ein wahres Rechengenie vorkommen. Ähnlich der heidnische Kaffer. Im Rechnen ist er kein Held; weil er aber daran doch nicht ganz vorbei kann — schon die bekannte Heiratsmitgift von 10 Ochsen zwingt ihn, mit Zahlen zu operieren — so sucht er unter Zuhilfenahme seiner Finger sowohl sich wie seinem Partner die schwierige Sache zu versinnlichen und zu veranschaulichen.

Hebt er den linken Arm mit dem allein ausgestreckten kleinen Finger hoch, so bedeutet das „eins“. Um „zwei“ auszudrücken, nimmt er den anschließenden Finger hinzu, und so geht es fort bis „fünf“. Bei „sechs“ erhebt er den rechten Arm, und nun beginnt die neue Reihe mit dem Daumen. Streckt er diesen allein in die Höhe, so bedeutet das „sechs“. Den Zeigefinger hinzu macht „sieben“ usw.

Bei den Zahlen von 6–10 genügt die rechte Hand allein; man kann aber auch — siehe unser Bild bei „acht“ — die linke Hand mit allen ausgestreckten Fingern dazunehmen. Bei „zehn“ klatscht der Kaffer in die Hände.

Will also z. B. einer sagen, er habe 38 Ochsen in seiner Herde, so klatscht er zunächst dreimal in die Hände und hält dann die rechte Hand hoch mit ausgestrecktem Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger. Er kann auch die linke Hand mit hinzunehmen, doch nötig ist es nicht.

Bei „Hundert“ und darüber wird ihm die Sache schon kompliziert. Am liebsten hat er damit nichts zu tun.

Ich frug einst einen Kaffer mit 12 Weibern, wieviel Kinder er habe. Da platzte er in ein herzliches Lachen aus und gestand offen, das wisse er nicht. Auf mein Drängen begann er jedoch, an seinen Fingern die Namen der Kinder gemäß der Reihenfolge seiner Weiber heranzählen. Als er mit den Sprößlingen seiner ersten sechs Frauen fertig war, erklärte er, er müsse jetzt eine Pause machen, die Sache strenge ihn zu sehr an. Erst nachdem er mit vieler Umständlichkeit mittels eines Löffelchens eine gehörige Portion Tabak in seine Nase befördert hatte, erledigte er sich des Restes seiner Aufgabe und meinte zuletzt, so zwischen fünfzig und sechzig Kinder dürften es schon sein, genau wisse er das nicht und er könne auch gar nicht begreifen, welchen Nutzen es haben solle, so was zu wissen.

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

7. Kapitel,

Genovefa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Raum war das Mädchen fort, da ging schon knarrend die eiserne Türe des Gefängnisses auf, und traten zwei geharnischte Männer ein. Der eine hielt eine brennende Fackel in der Hand, und der andere trug ein großes Schwert unter dem Arm. Nicht ohne Staunen sahen die beiden Genovefa an, die betend am Boden kniete und ihr Kind mit heißen Tränen benetzte.

„Steh' auf, Genovefa“, sprach der Mann mit dem Schwerte, trozig und mit rauher Stimme, „nimm dein Kind und geh' mit uns!“ — „In Gottes Namen!“ seufzte die Gräfin und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen unterirdischen Gang, der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel ging voran, der andere mit dem Schwerte schritt hinter ihr, und ein großer, zottiger Hund folgte ihnen nach.

Endlich kamen sie an eine große, eiserne Türe. Der erste der beiden Männer steckte den Schlüssel an und löschte seine Fackel aus. Die Türe ging auf und nun waren sie unter freiem Himmel, nahe bei einem großen Walde. Es war eine stille Herbstnacht, der Himmel stand voller Sterne, und der Mond neigte sich zum Untergange. Keiner der beiden Männer sprach ein Wort; sie führten aber Genovefa weit in den tiefen Wald hinein. Endlich kamen sie auf einen freien Platz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Epen umgeben war. Da sagte Kunz, der Mann mit dem Schwerte: „Nun halt, Genovefa, und kniee nieder!“

Genovefa kniete nieder.

„Jetzt gib dein Kind her, und du, Heinz, verbind ihr die Augen“, fuhr jener fort, dann zog er das Schwert aus der Scheide und ergriff das Kind bei dem Nerkchen. Genovefa aber schloß ihr Kindlein fest in ihre Arme, blickte zum Himmel auf und jammerte laut: „O Gott, laß mich sterben, nur rette mein Kind!“

„Nach keine Umstände“, schnarrte sie der rauhe Mann an, „was sein muß, muß sein! Gib her!“

„O ihr lieben Männer“, rief Genovefa weinend, „habt doch Erbarmen! Ihr könnt doch unmöglich dieses arme, unschuldige Kind ermorden. Was hat es denn verbrochen? Ich selber will ja gerne sterben —, seht da meinen entblößten Hals —, nur mein armes, liebes Kind laßt leben. Bringt es meinen Eltern! — Oder wenn ihr das nicht dürft, so schenkt mir des armen Kindes wegen, das ja ganz auf seine Mutter angewiesen ist, das Leben. Ich will, wenn ihr es so haben wollt, diesen Wald nie mehr verlassen und nie unter die Menschen kommen, damit Golo es ja nicht erfahre, daß ihr meiner geschont habt. — O seht, ich, eure Frau und Gräfin, kniee bittend vor euch und umfasse flehend eure Kniee. Ihr wißt ja, daß ich unschuldig bin und keinem Menschen ein Leid getan habe. Seid doch barmherzig und fürchtet Gott mehr als die Menschen! Ihr wißt, das Blut der Unschuld schreit zum Himmel um Rache gegen seine Mörder.“

„Ich tue nur, was mir befohlen wurde“, erwiderte Kunz. Ob es recht oder unrecht ist, das mögen Golo und der Graf verantworten.“

Doch Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen: „O ihr lieben Männer, seid doch nicht ganz unerbittlich! Seht, wie der Mond so blutrot untergeht! Rot

wie Blut wird er euch künftig immer erscheinen, weil ihr unschuldig Blut vergossen habt. — Und hört ihr nicht, wie der Wind so schauerlich in den Bäumen weht? Seht, wie alle Blätter zittern! Ja, die ganze Natur entsetzt sich über den Mord der Unschuld, und auch euch wird künftig jedes rauschende Blatt erzittern machen! — O ihr Sterne dort oben seid Zeugen meiner Seelennot! Seht, wie der Himmel mit tausend Augen auf euch niederschaut! Wie könnt ihr unter Gottes Augen eine solche Freveltat begehen? O Gott, du Vater der Witwen und Waisen, erweiche doch das Herz dieser grausamen Männer, die ja auch Frau und Kind zu Hause haben! —

Heinz, der bisher geschwiegen hatte, wischte sich eine Träne ab und sagte dann zu Kunz: „Mir bricht

liebes Kind zu töten, das sollte uns leichter sein? Nein, Kunz, sei kein Unmensch, und rede mir nicht immer von diesem Golo. Er ist ein Schurke, und es wird mit ihm über kurz oder lang ein böses Ende nehmen. Komm, wir wollen zusammen ein gutes Werk tun und Mutter und Kind am Leben lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir deshalb etwas zu leiden haben sollten!“ —

„So sei es denn“, erwiderte Kunz. „Wir wollen es wagen!“ Dann ließ er Genovefa einen fürchterlichen Eid schwören, nie mehr diese Wildnis eigenmächtig zu verlassen, und führte sie hierauf mit seinem Genossen noch meilenweit über Berg und Tal in die fürchterlichste Gegend der Wildnis, wo seines Wissens noch nie ein menschlicher Fuß gewandelt hatte. Hier sank Genovefa mit dem Kinde, das sie mit ihren Armen umschlungen



Jos. Ritter von Führich.

Jetzt gib dein Kind her!

(V. Kühlen, W.-Gladbach.)

das Herz! Komm, wir wollen sie leben lassen! Wenn wirklich Blut vergossen sein muß, so stoße dein Schwert lieber dem gottlosen Golo in die Brust, denn er allein ist der Schuldige.“

„Bei meiner Seele, es kommt mir hart genug an, diesen Befehl zu vollziehen“, erwiderte Kunz, „doch bedenke, wie es uns ergehen wird, wenn wir die beiden am Leben lassen! Golo wird es sicherlich erfahren, und zudem müssen wir ihm, zum Beweise, daß wir die Gräfin umgebracht haben, ihre Augen bringen!“ —

„Wir wollen sie dennoch leben lassen“, entgegnete Heinz. „Genovefa muß uns versprechen, in diesem Walde zu bleiben, — und dem Golo bringen wir die Augen deines Hundes da. — Ich wette, das böse Gewissen läßt sie ihn nicht so genau ansehen, daß er den Betrug bemerkt. Wie, es kommt dich hart an, deinen Hund zu töten? Unsere gute gnädige Frau und ihr

hielt, kraftlos und total erschöpft unter einem Tannenbaume nieder. Die Männer ließen sie liegen und gingen ihres Weges. Nur Heinz sah noch einmal mit nassen Augen um und sprach: „Möge sich ihrer der liebe Gott erbarmen und für sie und ihr armes Kind sorgen. Ach, wenn Er nicht barmherziger wäre, als wir Menschen, so wäre es weit gefehlt!“ —

Als die Männer in das Schloß zurückkamen, saß Golo wie ein Verzweifelter in seinem Gemache und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. „Da bringen wir die Augen“, sagte Kunz, indem er bei der Tür stehen blieb und die Augen des Hundes in der offenen Hand zeigte. — „Ich will sie nicht sehen!“ schrie Golo wie rasend, sprang auf und griff an sein Schwert. „Und wenn mir noch einmal einer von Euch beiden den Namen jener Unglücklichen nennt, so stoße ich ihm mein Schwert in den Leib. Hinaus und kommt mir nicht mehr unter die Augen, bevor ich euch rufe!“

So machte sich bei diesem Unmenschen das rächende Gewissen schon jetzt bemerkbar. Er hatte fortan keine gute Stunde mehr. Ein anderes Gesicht zeigt die Sünde, bevor sie getan, ein anderes nach vollbrachter Tat.

Das wiedergefundene Kind.

Fern von allem menschlichen Verkehr lebte inmitten eines amerikanischen Urwaldes ein Farmer, der mit vieler Mühe in denselben eine Dichtung gehauen, ein Blockhaus gebaut und den Boden urbar gemacht hatte. Eine brave Gattin stand ihm zur Seite, die seine Sorgen redlich teilte und aufrichtig bemüht war, ihm die Last des Lebens, soweit es unter diesen Umständen möglich war, zu erleichtern und zu verjüngen. Das Ehepaar besaß nur ein einziges Kind, ein Mädchen von vier Jahren, das in dieser Waldeinsamkeit rein und unschuldig aufwuchs.

Da in der ganzen Gegend weder Kirche noch Schule war, so sah sich das Kind ganz auf den mütterlichen Unterricht beschränkt, an dem es die brave Farmers-

frau wohl auch nicht fehlen ließ. Von frühester Jugend an hauchte sie ihrem Töchterlein die Gesinnungen der Gottesliebe und Frömmigkeit ein und die kleine Nelly nahm dieselben mit voller Empfänglichkeit in ihr junges Herz auf und betete morgens und abends, fromm die Händchen faltend: „O heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein, zu jeder Stund', ich bitte dich, an Leib und Seel' beschütze mich!“

Und ihr heiliger Schutzengel säumte nicht, die Bitte der Kleinen zu erfüllen; er wendete sein Auge nicht von ihr ab und verließ sie auch nicht in der Gefahr, die über sie ganz unerwartet hereinbrach.

Es war an einem herrlichen Sommertage, der die ganze Schönheit und Großartigkeit jener Waldgegend entfaltete. Der Farmer und seine Frau arbeiteten auf dem nahen Felde und Nelly, die sich ihnen wie gewöhnlich angeschlossen hatte, pflückte am Saume des benachbarten Waldes Kräuter und Blumen, die sie ihren lieben Eltern bringen wollte. In ihrem übergroßen Eifer drang sie immer tiefer in den Wald hinein, aus dessen sommergrüner Tiefe eine Fülle von Blumen und seltsamen Pflanzen ihr entgegenlachte.

Hocherfreut eilte sie darauf los und pflückte sie, aber in demselben Augenblick teilte sich das nahe Gebüsch und ein Indianer stürzte heraus, der das erschrockene Kind in seine starken Arme preßte und mit seiner Beute pfeilschnell davon eilte.

Nelly schrie zwar laut auf, aber die Rothaut verstopfte ihr schnell den Mund und zwang sie so zum Schweigen.

Die erschrockenen Eltern, welche den Schrei gehört, eilten dem Walde zu, in dem Glauben, daß eine Schlange ihr Kind gefährde, allein sie fanden von ihrer Nelly keine Spur, nur die Blumen, die das Mädchen im Schrecken hatte fallen lassen, fanden sie verstreut. Sollte ihr armes Töchterlein etwa hier geraubt worden sein? Kinderraub war ja in diesem Lande gar nichts Ungewöhnliches und das zertretene Gras bestätigte vollends ihren Verdacht. Trostlos starrten sie eine Weile vor sich hin; dann aber rafften sie sich auf und streiften durch den Wald, ihn nach allen Seiten durchsuchend und laut den Namen „Nelly“ rufend: allein ihre Mühe war vergebens. Sie wiederholten zwar in der Folgezeit tagtäglich ihr mühevolltes Suchen, aber die Geraubte kam nimmer zum Vorschein, sie war und blieb verschwunden. Das war ein tiefer Schlag, den das Herz der armen Mutter kaum verwinden mochte. Ihr geliebtes Kind unter den Händen einer wilden Indianerhorde zu wissen, was kann es Schrecklicheres für eine christliche Mutter geben!



Jesus am Oelberge. (Nach Gesichten d. göttl. M. A. Emmerich.)